

Lehmans Flora.

Die Monatstexte zum Nachlesen.

aus: Wilhelm Lehmann: Bukolisches Tagebuch. Berlin: Matthes & Seitz 2017 (Naturkunden No. 34).
Mit freundlicher Genehmigung des Verlages Klett-Cotta, Stuttgart, der Wilhelm Lehmanns "Gesammelte Werke in acht Bänden" veröffentlicht hat.

Oktober: Igelkolben (*Sparganium erectum*)

16. Oktober 1927

Wer daran denkt, daß wir Menschenkinder auf einer Kugel hausen, die durch den unendlichen Raum kreist, wird sich mit Lichtenberg nicht darüber wundern, daß der Wind über die Erde geht, wohl aber, daß je Windstille bei uns gedeihen kann. Darum genossen wir es als ein Märchen, daß der Anfang des Septembers noch einmal ruhige Sommerseligkeit herauf beschwor, daß selbst der Oktober in diesem Jahr zuweilen sanft um die Wangen spielt, statt uns den Hut vom Kopf zu reißen.

Indessen, aus den kleinen, weichen Liebesbergen, den Kelchen des weißen Studentenröschens, das bis in den Oktoberanfang an den Wasserläufen blühte, sind jetzt harte, hölzerne Kapseln geworden. Die gelbflaumigen, zarten Blüten des Igelkolbens haben sich zu hartzinkigen Morgensternen gewandelt – der Wind bürstet die einzelnen Samen in die wasserstrotzenden Gräben. Doch spielt immer noch – bei Windstille – die Illusion des Sommers: nie hat das volle Laub den Tag so lange in den Herbst hinein erheitert. Wollüstig greift die Hand in Blätterbüschel, ehe sie sich an kahlen Zweigen stößt. Der kleine weiße Nachtschatten, schon reich mit Beeren behangen, die Schafgarbe, die Flockenblume blühen, der goldknöpfige Rainfarn strömt seinen kräftigen Geruch aus, als halte er darin wie in einer festen Hand die Würze des Sommers gefangen.

[...] Man tut gut, sich das Gesicht der kurzen Tage zu merken, solange sie es noch nicht ganz an das verödende Lampenlicht verlieren. Am Montag ängstigte sich ein Hase über meinen Weg, am Dienstag sah ich einen Steinschmätzer, die verkörperte Furcht, halb laufend, halb fliegend, und am Mittwoch muß der weißgestreifte Schatten am Knick ein Dachs gewesen sein. Die letzten Tage der Woche blieben unerfüllt. Da mache ich es wie Jean Pauls Pagentanzmeister Aubin: ich lege mir einen Kalender an und schreibe mir für jeden Tag auf, ob dieser der Geburts- oder Sterbetag eines berühmten Mannes oder einer großen Begebenheit oder ein griechischer, jüdischer, römischer Festtag sei, oder welcher Käfer daran ungefähr in die Erde oder welcher Zugvogel zu seiner Winterlustbarkeit abreise.

(S. 11-13)

November: Goldene Taubnessel (*Lamium galeobdolon*)

5. November 1928

Es ist November, und seit den Nachtfrösten der Oktobermitte regnet es. [...] Der Wald ist durchnäßt. Das Laub zersetzt sich und riecht nach Jod. An allen Stellen quellen Pilze. Wo sie die Schnitt- und Beilwunden der Erlen befallen, schwellen sie orangerot auf und leuchten durch die Dämmerung. Im purpur- und schwarzroten Laube kauern die dunkelgrünen, mit grauen, raupenähnlichen Flecken besetzten Blätter der goldenen Taubnessel. Die Amseln zetern durchs Dunkel. Der Zaunkönig schnarrt unverdrossen. Es klingt, als ziehe man eine alte Uhr auf. Die Schwalben fliegen jetzt, wo lauwarmer, weißer Sand den Fuß umzärtelt, wo ein blauer Himmel steht, wo die Zebus die Karren der Eingeborenen ziehen. Hier aber ist die Dunkelheit eingekehrt. Der Nebel sinkt. Wie ein Schweiß Tuch hängt er dem Tag um die Glieder. Und wenn die Lichter der

Dorfhäuser aufglimmen, leuchten sie durch das Grau wie Blutstropfen, als ob wirklich etwas Wundes sich in das Nebeltuch gedrückt habe. Die letzten Blätter fallen.
(S. 60-62)

Dezember: Schwertlilien (*Iris pseudacorus*)

25. Dezember 1927

Zu Beginn des letzten Monatsdrittels stürzte eine schreckliche Kälte vom Himmel. Als Vorzeichen hatte sich um die Abende der Dezembermitte ein hellbraunes Rot gelegt, so zart, als wären die Flügel eines Fuchsschmetterlings über sie gestreift, einen Hauch ihres Schuppenstaubes verstreud. In diese Gaukelei zukünftiger Märzfrische schlug eine eisige Faust. Die Menschen verkrochen sich eiligst in ihre Häuser, und noch lange, nachdem sie in ein warmes Zimmer geflüchtet waren, zürnte die Kälte im äußersten Fleischringe der Ohren. Die Erde versteinte, die Vögel erschranken.

Alles Fließende wurde verzehrt, sogar das Meer mußte gehorchen. Am Rande bildeten geschlängelter Sand, gewellter Schnee, gebogene Flut eine gefrorene Geometrie. Die Möwen hielten sich zu Tausenden an offenen Stellen, bis auch diese sich schlossen, und manche froren in den Tod hinein. Der Wald erstarrte. Den Buchen, denen der Blitz des Sommers die Rinde zerfetzt hatte, so daß sie den abgeschabten Ärmeln von Vagabunden glich, schlich der Frost ins Mark. Der kleine Tümpel im Gestrüpp, der das ganze Jahr hindurch, schon von wankendem Sumpf geschützt, den Tritt des Menschen abwehrt, mußte ihn jetzt als milchkaffeebraunes Eis dulden, und die Schoten der Schwertlilien, sonst der Hand unerreichbar, müssen ihren Griff dulden. Sie sahen, braun und krumm, wie das Johannisbrot aus, das zur Weihnacht in den Fruchtläden feilgeboten wird. Ein unbekannter Vogel von Amselgröße wird durch die Kälte ins Gebüsch getrieben, schwer hüpfte er von Ast zu Ast. Verweilen bedeutete den Tod. Wort und Idee und Traum starben, nur die Materie herrschte, hart und unauflösbar. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft erloschen. Der Frost gebot großartig und unerbittlich. Er lockte das kleine Lebendige, sich niederzulegen und in den Winterschlaf der Frösche, Blindschleichen, Schnecken einzusummen. [...]

Am nächsten Nachmittage, genau um halb fünfzehn, splitterte der allererste Regentropfen an der Fensterscheibe. Dabei fror es aber weiter. Der Kantor war von einem Gutspächter eingeladen, dessen Gehege zu besehen. Der Gutspächter fürchtete besonders für die Fasanen. Die großen Vögel sind unbehilflich, und legen sich die Hähne auch auf den Rücken und wehren mit den Sporen ab, so fallen die Hennen leicht den Falken zur Beute. Das Auto kam auf der spiegelglatten Chaussee nicht weit. Warnend hing schon ein großes Dapolin-Auto mit halbem Leibe über die Böschung zum Meere hinunter. Keine Bremse hinderte das Gleiten, und man mußte umkehren.

Es regnete die ganze Nacht, und der Morgen sah die Welt schwarzfeucht. Schon wächst der Tag um eine Minute. Wie aus riesiger, unerkennbar weiter Baumkrone ein Samenkorn, so fällt nun gleich das neue Jahr zur Erde. Möge es glücklich keimen und dir und mir sein unbekanntes Antlitz so hell auf tun wie die weiße Zaunwinde im Mai.

(S. 19-21)

Januar: Jelängerjelierber, Wohlriechendes Geißblatt (*Lonicera caprifolium*)

1. Januar 1929

Am Heiligen Abend tobte ein Weststurm. Er schreckte sogar das Meer zurück, dessen Ränder sich zu grauen Sandbänken und Beeten langsträhnigen Seegrases entblößten. Jetzt war es Zeit, sich die steinlosen Stellen zum Baden zu merken – wenn es wieder blauer Sommer ist, unvorstellbar jetzt,

unter dem schweren Himmel, im schneidenden Winde. Doch an den Weihnachtstagen blitzte mittags die Sonne, eine Zypressenwolfsmilch hielt furchtlos ihre Knospen hin, und am Spätnachmittage wuchs der Himmel österlich in grünblauen, sehr zarten Glasfarben, die dann, wie erschrocken über ihre eigene Kühnheit, eilig versanken.

Über den Knickhecken zu seiten der Landwege schwanken die Lianen unserer Gegend, die Ranken des Jelängerjelieters, immer am frühesten grün und vor der stärksten Kälte nicht bange. Aus den Büschen spritzen Vögel: Ammern, Meisen, Hänflinge – die Rotkehlchen halten sich vereinzelt; dann sah ich auch, merkwürdig um diese Zeit, an offenem Wasserlauf drei Stare. Gegen den spärlichen Schnee werden die tiefschwarzen, orangenschnäbeligen Amselmännchen deutlich, auch die braunschwarzen Weibchen fliegen, nicht sehr scheu, frierend umher. Aber vielleicht ist ihnen nicht so kalt wie wir von uns aus schließen. Den Vogel friert vielleicht nicht, wie er ja auch nicht schwitzt. Er ist die Verkörperung des Mühelosen, wenn wir absehen von der Brutzeit. Und auch die ist ihm ein eindeutiges Muß, das keine Gedankenfreiheit zu Wirrsal schafft. [...]

Es geht auf und ab mit dem Wetter. Sind heute die Wege trocken von kahlem Frost, nicht gut für die Wintersaat, so lösen sie sich wieder vor Sonnenaufgang. Dann friert es wieder, ein kurzes Schneegestöber setzt ein, weicher Nachtwind zieht die weiße Decke schnell weg. Krochen gestern grügelbe und weinrote Bänder- und Zirkelschnecken, so ist heute keine zu sehen. Aber der Maulwurf wühlt, so kalt es ist. Aus der durchhöhlten Steckrübe, die vom Wagen herab in den Graben gefallen ist, huscht eine Maus. Sie hat die Frucht, die ihr willkommen fiel, fast verzehrt, die gelbe violett gesprenkelte Schale klafft leer. Wenn niemand mehr hier geht, kommt der Hase und frißt schnell den Rest.

(S. 67-69)

Altjahrsabend

Aus der durchhöhlten Rübe springt die Maus.
Der steife Wind zwingt das Holunderblatt zu tagelangem Purzelbaum -
Die leere Rübenbacke klafft,
Die Tauben peitscht der Wind ans Haus.

Den Bauernpferden wächst das Haar wie Moos so dicht.
Das Jahr geht hin. Kein Anfang ist und Ende nicht.
Die Eichel fällt – die Einsamkeit erschrickt, und Öde schluckt den Ton.
Sie schluckt auch meiner Sohle Lärmen, sie vergaß mich schon.

In: Wilhelm Lehmann: Antwort des Schweigens. Gedichte. Berlin: Widerstands-Verlag 1935 (Erstdruck: Die Horen 5, (1928/29), Nr. 9, S. 794) (hier zitiert nach: Wilhelm Lehmann: Gesammelte Werke in acht Bänden, Band 1: Sämtliche Gedichte. Herausgegeben von Hans Dieter Schäfer. Stuttgart: Klett-Cotta 1982, S. 26)

Februar: Nieswurz (*Helleborus spec.*) und Schneeglocke (*Galanthus nivalis*)

Wilhelm Lehmanns Naturbeobachtungen erschienen 1927-1932 als wiederkehrende Kolumne in der Wochenzeitung "Die grüne Post - Zeitung für Stadt und Land". Die Kolumnen waren überschrieben "Vor den Toren" und gezeichnet mit "Kantor Lehmann". Später wird Lehmann auf die Erzählerfiktion vollständig verzichten. Seine Prosa ist "menschenfern und nur selten idyllisch gehöhrt, ohne eigentliche Handlung, doch von kräftigen, heftigen Verben getragen, dichter und berauscher als mancher Roman, - sofern man gewillt ist, sich darauf einzulassen", schreibt

Hanns Zischler in seinem Nachwort zur Neuauflage. Die folgenden Auszüge sind dem Anfang des Naturtagebuchs entnommen und noch nicht ganz so menschenfern wie die späteren Einträge.

8. Februar 1928

Um die Februarmitte, am Valentinstag, paaren sich die Vögel.

Aber die Vögel müssen aufpassen, daß die Bitternis der Welt ihre Liebe nicht zerreißt. Zwischen die Gewalten des Windes müssen sie geschwinde hüpfen, sie müssen den Wind überlisten und abwarten, bis er sich brüllend aufs Meer stürzt und sich an der harten Flut abmht. Dann beruhigt sich plötzlich der Himmel zu blauer Stille, daß das Wasser in den Gräben, das sich gegen die Wut des kalten Sturmes trotzig ängstlich verschlossen hielt, nachdem es kaum dem Eise entflohen ist, sich öffnet und den Himmel in seinen Schoß aufnimmt. Die Bäume beginnen zu sprechen. Die Vögel sind ihre Worte. Ein Schwarm von Hnflingen, die Brust karg rot, stiebt auf die Eschen und schwatzt harfenleise. Schnell, ehe der Wind wiederkommt! [...]

(S. 25-27)

11. Februar 1928

Die Schneeglöckchen zögern, die ersten Geiblattsprossen, die sich ohne Deckblätter herauswagten, ergrauten wieder. Der Kauz ruft sparsam, die Amsel schweigt. Der Kantor korrigiert die Hefte seiner Zwölfjährigen. Ob Nahes Kindern näher ist als Fernes? Jedenfalls beschreiben heute die Quartaner nicht mehr die Gefühle des Polykrates, sondern den Kuhstall, den eigenen oder den des Nachbarn. Der Gutspächter hat freilich neulich über den Junglehrer geschimpft. Seine kleine Tochter hatte beim Lernen eines Psalmes ihn gefragt, wie sie denn ihre »Augen aufheben« sollte? Doch der Kantor ist daran unschuldig. »Am Halse des Bullen hängt die Haut beutelartig herunter; es sieht aus wie der Rammsporn eines Bootes« liest er in einem Heft. Zeichensetzung und Rechtschreibung gehören in ein anderes Kapitel. Hier wird die Ausdrucksfähigkeit gepflegt. Und der Kantor füttert magere Verba auf und verwirft die Klischees. »Der Hahn fhrt das Regiment« wird durchgestrichen. [...]

(S. 27-29)

27. Februar 1928

Da der Kantor sich zwischen dem Morgen- und dem Nachmittagsunterricht für zwanzig Minuten aufs Kanapee gestreckt hatte, stürmte sein Junge in die Stube: »Vati, was sind das für Schmetterlinge?« Die schmutzige Knabenhand, in liebevollem Ungestüm geballt, gab drei strubende Zuckereulen frei, die, unter der Platte eines alten Tisches verpuppt, schon jetzt ausgeschlüpft waren. Weie Querbnderung, Zacken der Vorderflügel und ein verhaltenes Gelbbraunrot, von dick aufliegenden weißen Punkten durchsetzt, glühte und hauchte surrend ans Fenster.

Der Kantor beschloß, so von Schmetterlingen verlockt, gleich den nächsten Tag mit seinen Schülern zu wandern. Zwar hält der arbeitende Landmann solches Wandern für frevles Nichtstun. Aber das kümmerte den Kantor nicht und nicht seine Buben und Mädchen. Derweilen die Kinder mitten im Herzen der noch starren Wälder über die gefrorenen Teiche schlitterten, bewunderte der Kantor die stachelbesetzten, dunkelgrünen Blätter des Musedorns, die in der Sonne gleiten. Ein Landbrieftrger, der ihnen sein Rad über den gefrorenen Lehm nachschob, warnte die Jungen, sich auf den eisigen Boden zu setzen. Trlicht lachten sie ihn aus. Es wurde so hell, daß der Himmel unsichtbar wurde, das Sonnenlicht strömte, von den Stämmen gegittert, Schlag auf Schlag in das dunkelgewohnte Auge, die Haselnuraupen stubten. Inzwischen biß die Kälte. [...]. Blaß vom Zorn des Winters konnten sich Nieswurz und Schneeglocken noch nicht recht entschließen, wirklich Blume zu sein. Zärtlich hat der Förster die Spitzen der jungen Weißtannen mit Baumwolle umwunden – sie sieht wie Reif aus und soll doch gerade vor dem Reif schtzen. [...]

(S. 29-31)

März: Bingelkraut (*Mercurialis perennis*)

Der Winter 1928/29 war ein sehr strenger und langer Winter in Schleswig-Holstein – und wohl nicht nur dort. Wilhelm Lehmann beginnt seinen Tagebucheintrag mit einer Anspielung auf das "Lied hinterm Ofen zu singen" von Matthias Claudius. Die erste Strophe lautet: Der Winter ist ein rechter Mann, / Kernfest und auf die Dauer; / Sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an, / Und scheut nicht süß noch sauer.

28. Februar 1929

Er ist kernfest und auf die Dauer, der Winter dieses Jahres, und er ist es nicht gewesen, er ist es noch. Wir haben ihn jetzt mit kaum merklichen Unterbrechungen acht Wochen gelitten. Sieht es aus, als wollten seine Züge weich werden, so ballt er in der Nacht seine unerbittliche Kraft aufs neue: am Morgen zeigt das Thermometer minus achtzehn Grad. Wie der Frost klingt! Mit hohem Ton ächzen die Wagenräder, der Stock, der sich in die Erde bohrt, singt! Die Abgrenzungen der gewohnten Zeit gehen verloren. In wenigen Wochen ist Ostern – sollen wir da noch Schlittschuh laufen? [...]

(S. 74f.)

Anfang März 1929

Seit einer Woche taut es. Rinnendes Wasser – es gibt einen Märchenlaut. Konnte das Ohr in regnerischen, schlammigen Wintern das unaufhörliche ‚Gluck-Gluck‘ verfluchen, jetzt glaubt es, Harfenmusik zu hören. So bald freilich zieht der Frost seine Eiskrallen nicht aus dem Boden, der im Durchschnitt metertief gefroren ist. Mächtige Brocken Schnee liegen an kalten, dunklen Stellen. Die Landschaft spielt im Dreiklang: graubraungelb die Weiden, weiß die Schneestücke, dunkelbraun die Äcker. Wie nach einer Grippe die Rekonvaleszenz die gefährlichste Zeit ist, mit heimtückischen Schwebezuständen, so ist für den Landmann gerade jetzt, nachdem die bitterste Gewalt des Frostes gewichen ist, der Feind noch nicht geschlagen. Die Äcker sind nacktgetaut von der schon mächtigen Mittagssonne, grün recken sich die Spitzen der jungen Roggensaaten, die unter dem Schnee meist unversehrt geblieben ist. Aber nun friert es nachts gerade so tief, wie die feinen Wurzeln reichen: beim Auftauen hebt und weitet sich der Boden, und die Wurzeln zerreißen. [...]

(S. 75-77)

Ostern 1929 [31. März]

Gekrümmt, die Arme an den Leib gedrückt, möglichst dünn, zagt das Bingelkraut mit gelbgrünen Knospen unter der unwillig weichenden Last des grausamen Winters. Es wagt kaum, sich aufzurichten. Noch immer liegen scheckige Barren alten Schnees unter den Hecken. Den warmen Gründonnerstag mußten die zarten, seidigbestäubten, zu früh geschlüpften Erdeulen büßen. Mit ausgebreiteten Flügeln schimmen ihre Leichen im Grabenwasser, das wie verkühltes Spülicht steht. [...] Es ist, als ob das neue Jahr, unzufrieden mit dem Gewesenen, alle Farben von der alten Leinwand abgekratzt habe. Es kann den Pinsel frisch rühren. Es hat ihn schon gerührt. Denn aus dem fetten Schlamm der Gartenerde brechen Büschel von Schneeglöckchen und Märzbechern hervor; und es sieht aus, als habe der Knecht, der den Melkeimer vom Stall in die Kammer trug, die weißesten Tropfen des Milchschaums verspritzt. Die Einzelblüten der Haselkätzchen hat der Wind gelockert, so kalt er auch noch war; und purpurn, bleicher freilich als sonst, blinken die weiblichen Narben. Als drücke ihn noch immer der Schnee, öffnet sich ganz vorsichtig der Himmelschlüssel, aber seine Blätter sind stark, sie durchspießen das Laub, und je röter die Sonne scheint, desto mutvoller dickt sich das Gelb der Blüten. Apfelsinenfarbig leuchten die Füße der Enten. Smaragden schillert der Kopf des Erpels. Und ein heftiges Verlangen nach sorgloser Wärme durchzuckt uns.“

(S. 77f.)

April: Huflattich (*Tussilago farfara*)

15. April 1929

Schön verzweigen sich die ausgebleichten Umbelliferenstauden des Vorjahrs, und sie halten die Kelchblätter der längst vergangenen Blüten und Früchte, als wären sie Leuchter uralten, religiösen Brauches. Mein Blick trifft sie, der nach anderem vergeblich hascht, sie und die Vogelnester, die in den kahlen Hecken überall deutlich sind. Welch graziöses Vertrauen in die Güte der Menschen! So sucht das Auge, denn grau und gelb liegen die Wiesen, immer noch, Mitte April. Wieder faucht ein steifer Ostwind, erjagt alles, er zerteilt die Haube des Kiebitzes, der über den Rücken der Viehweide läuft. Das Land ist wie ein Mensch, dem ein Übermächtiger den Mund zuhält; er möchte rufen, vielleicht singen – die Hand des unerbittlichen Windes stößt die Frühlingsstimme zurück. Um den seltenen Mittagsaugenblick herum, wo den Wind selbst ein wenig schläfert, da, wo die Heckenäste schützen, glaubt man zu sehen, wie das Moschuskraut sich selbst auswickelt. Wie feingehäkelte, grüne Schalspitzen quellen seine Blätter; aber auf kurzem Stiel sitzt die Knospe noch wie eine verschlossene Dose. Erst wenn eine warme Nacht sich auf die gequälte Erde wagt, springt die Dose auf, und ein Duft, ich finde ihn dem der Zitrone ähnlicher als dem des Moschus, beschenkt die wartende Luft. Die Rotkehlchen, wintergewohnt, huschen als kleine Bälle durch die Zweige, zart singende Bälle, auch der Weidenlaubvogel ist da, er traut sich kaum mit seinem Dreiklang hervor. Noch ganz am Boden hockt das blanke Laub der Lichtnelke. Abgehärtet blüht schon lange der Huflattich, faltet schnell seine rötlichen Deckblätter, wenn die Sonne vor dem Winde fliehen muß. Und ganz vergebens trägt heute die Anemone den Namen Osterblume. Kleine, ängstliche, grüne Eierchen, hängen vom Stengel herunter die Knospen – und sonst standen jetzt schon die kleinen, grünen Morgensternfrüchte im hohen Grase. Ach! Nicht einmal das Gras wagt diesem Jahr ins Gesicht zu wachsen. Nur da, wo der alte, kundige Verwalter Adamsdotter das alte Gras und totes Gestengel des Vorjahres verbrannt hat, da wächst es wunderschön grün im aschegedüngten, erleichterten Boden. Zur Sage verwandelt haben sich brütende Wärme, lauer Regen, weiche Luft. Seit sechs Jahren kommen hier am 25. April die Schwalben an. Werden sie so frühe Ankunft auch diesmal wagen?

(S. 78f.)

Ein Bewunderer der Lyrik Wilhelm Lehmanns war der fast eine Generation jüngere Lyriker und Hörspieldichter Günter Eich (1907-1972). „Die Stunde des Huflattichs“ heißt ein Hörspiel von Günter Eich, das 1956-1958 entstand und in seiner zweiten Fassung 1958 gesendet worden ist. Eichs poetische Hörspiele der 1950er Jahre waren sehr erfolgreich und gelten als Höhepunkte der Gattung in dieser Zeit. Eich-Hörspiele wurden häufig wiederholt und auch später neu inszeniert, so 1978 die Urfassung von „Die Stunde des Huflattichs“. Das Hörspiel ist eine surrealistische Dystopie und thematisiert eine ökologische Katastrophe. In einer Höhle kauern Alpha, Beta, Gamma, und Delta, vier geschlechtslose Alte ohne Erinnerung. Könnten sie sich erinnern, dann wüssten sie, dass alles vor langer Zeit begann, als der Huflattich Ende Oktober blühte und die Straßengräben ganz voll von dem Gelb der Blüten waren. Und dann beginnt er explosionsartig zu wachsen: man hört wie er wächst – „es knistert“. Der Huflattich wird baumgroß und überwuchert die gesamte Erdoberfläche. Er verdrängt die Menschen. Aber auch die Herrschaft des Huflattichs ist begrenzt, am Ende des Hörspiels deutet sich eine zweite erdgeschichtliche Umwälzung an. Die Berge werfen sich Feuer zu als würden sie sich grüßen und miteinander sprechen. Am Ende dominieren die Berge und damit die Geologie. Es geht letztlich darum, ob der Mensch - als Höhepunkt der Schöpfung - abgelöst werden kann, ob also „die Schöpfung auf Geist und Biologie verzichten kann“ (Eich). Nachzuhören unter https://www.youtube.com/watch?v=JpibITC_u5Y (zuletzt aufgerufen 15.4.2018)

Mai: Hahnenfuß (*Ranunculus auricomus*)

4. Mai 1931

Im aufgehellten Vormittagslicht überdeckt jetzt das reiche Gelb des Hahnenfußes das Weidefeld mit schimmerndem Goldnebel. Kommst du am Mittag zurück, entdeckst du einen seltsamen Wechsel. Das Gold hat sich zu einem geheimnisvollen Weiß abgedämpft, das zwar noch stärker glänzt als das morgendliche Gelb, aber von dieser Farbe nur einen blassen Bernsteinhauch zurückbehalten hat, der wie letzter Sonnenschein auf Gebirgsschnee glimmt. So wechselt die Herrschaft des Hahnenfußes merkwürdig mit derjenigen der Gänseblume ab. Noch kann man diesen Wechsel beobachten, in einer oder in zwei Wochen ist das Schauspiel vorbei. Eine offene Gänseblume ist, weil so weiß, weithin sichtbar. Sobald aber das Licht abnimmt, schließt sie sich. Man kann im Zwiellicht beobachten, wie Kelch nach Kelch in die Unsichtbarkeit versinkt, während das vertiefte Abendlicht den Hahnenfuß wieder zu glänzendstem Gold aufblitzen läßt.

Sieht es nicht aus, als ob das strahlende Weiß der Gänseblumen die ersten Schwalben herbeigerufen habe? In Wirklichkeit aber sind die Blumen Herde unzähliger kleiner Insekten, daher schießen die Schwalben zu ihnen nieder.

(S. 131f.)

Der 4. Mai ist Lehmanns Geburtstag. 1882 in Puerto Cabello, einer Hafenstadt in Venezuela, als Kind deutscher Eltern geboren, wächst Wilhelm Lehmann ab seinem vierten Lebensjahr mit zwei Geschwistern in Wandsbek bei Hamburg auf. Lehmann ist noch keine 10 Jahre alt, da verlässt der unstete Vater die Familie und geht wieder in die Tropen. Als Wilhelm 14 ist, kommt die Todesnachricht aus Mexiko. Lehmann in einer autobiographischen Notiz: "Mit heroischer Anstrengung, mit dem Einsatz ihres ganzen Lebens schleppte die Mutter als Lehrerin ihre drei Kinder durch das bürgerliche Dasein. Ihre Not schrie mir ins Ohr: sie machte mir das Bravsein zu schrecklicher Pflicht ...". Wilhelm und seine Geschwister wachsen im ländlicher Umgebung auf, die Kinder halten im Garten unter Kirschbäumen in selbstgebauten Holzverschlagen Kaninchen und Meerschweinchen.

Schon früh sammelte Lehmann naturkundliche Bücher mit Titeln wie: "Wanderungen in Begleitung eines Naturkundigen. Eine Naturgeschichte für das Volk, insbesondere für die Jugend." Stuttgart: Verlag für Naturkunde, 1899. Es ist die Zeit, in der Friedrich Junge den Naturgeschichtsunterricht reformierte. ("Der Dorfteich als Lebensgemeinschaft nebst einer Abhandlung über Ziel und Verfahren des naturgeschichtlichen Unterrichts", 1895). Wilhelm Lehmann studierte Philosophie und Neuere Philologien, war als Lehrer zunächst an reformpädagogischen Landschulheimen tätig und seit 1923 an der Eckernförder Jungmannschule im Staatsschuldienst mit den Fächern Deutsch, Englisch und Französisch. Er war nicht nur ein guter Botaniker, sondern auch ein Vogelkenner und -liebhaber. Der erste Abschnitt des Tagebuchs vom 4. Mai 1931 ist daher den Vögeln gewidmet:

Wer würde die Stimme des Gimpels, des Dompfaffen, verkennen? Aus regenverhangenem Maimorgen höre ich sie im langsam, spät sich belaubenden Obstgarten. Sie klingt, als ob ein menschlicher Mund schnell und leise über das offene Ende eines Schlüssels blase, endlos wiederholt, während der Vogel wie nach festem Plan alle Knospen der Apfelbäume absucht. Da wird ein Paar der Tiere sichtbar: das Männchen, die Unterseite tief scharlachrot gefärbt, sogar bei diesem kargen Licht wie ein Gefahrensignal aufleuchtend; das Weibchen trotz seines nüchtern grauen Kleides ebenso deutlich sichtbar. Einer unserer ersten Frühlingsvögel ist der Weidenlaubsänger, ein weiches, braunolivengrünes Elflein. In großen Mengen ist er hergeflogen. Busch, Wiese, Wald und Garten erfüllt sein hüpfendes zilp, zalp, zelp, zilp, zalp, zill, als wäre es die Stimme der frisch ausgepackten Blätter. Den allbekanntesten Gesang des Buchfinken übersetzen die Kinder: »Willst

du mich küssen, Liebste?«, aber wenn sie den Weidenlaubvogel hören, sagen sie: »Er zählt sein Geld.« Das Märchen lautet, er rechne sein Reisegeld nach, und er muß lange zählen, denn von den Laubsängern ist er der erste, der kommt, der letzte, der geht. Und Afrika liegt nicht vor der Tür. (S. 131f.)

Juni: Wildes Stiefmütterchen (*Viola tricolor*)

*Die Tagebucheinträge entstanden zwischen 1927 und 1932 als Kolumnen für die Wochenzeitung 'Die Grüne Post'. Die Redaktion stilisierte den Verfasser zum Kantor Lehmann, zum Dorfschullehrer. Wilhelm Lehmann nahm die Rolle an und schrieb anfangs poetische Texte, die in der Er-Form von einem Kantor handeln. Nach einer Phase des Schwankens zwischen Er- und Ich-Form wechselte Lehmann im Frühsommer 1928 endgültig zur Ich-Form. Gelegentlich wird er direkt autobiographisch, wie im folgenden Auszug, der eine Anekdote aus Lehmanns Tübinger Studentenzzeit im Sommersemester 1900 enthält. Bei dem Botaniker handelt es sich um Friedrich Hegelmaier (1833-1906), der mit einer Studie über Wassersterne (*Callitriche*) hervorgetreten war. 'Namen sind Gehäuse des Wissens', notierte Lehmann am 11. März 1928. Der Literaturwissenschaftler Heinrich Detering hält Lehmann in dieser Hinsicht für wesensverwandt mit dem amerikanischen Nature Writer Henry David Thoreau (*Walden or, Life in the Woods*, 1854). 'Wie Thoreau den See, aus dem er sich mit Fischen versorgt, mühsam in Breite und Tiefe vermisst, wie er Bäume und Boden prüft, um auf ihm und aus ihnen seine haltbare Hütte errichten zu können, so will auch Lehmann mithilfe einer aufgeklärten Wissenschaft die Naturphänomene verstehen und benennen lernen, die er dann - aber erst dann - zu Gegenständen mystischer Versenkung und liebender Verehrung erhebt.' (Heinrich Detering: *Der verbrecherische Hahnenfuß. Wilhelm Lehmanns 'Bukolisches Tagebuch' zwischen Romantik und Avantgarde. In: Merlinszeit. Wilhelm Lehmann braucht ein Haus in Eckernförde. Hrsg. Uwe Pörksen. Göttingen: Wallstein 2010, S. 28).**

15. Juni 1928

Als junger Student machte ich, der Philologie überdrüssig, Exkursionen mit einem Botaniker. Er ist berühmt geworden durch seine Erforschung einiger Wasserpflanzen. Ich sah einen Käfer über eine Blumenbinse laufen und fragte, wie er wohl hieße. Wie er das auch noch wissen sollte? schalt der Botaniker mich. Die Kenntnis des einzelnen kann heute nicht mehr aristotelisch die Welt umspannen. Ich wollte ja aber auch nur den Namen erfragen. Was man 'Alles' heißt, ist dem 'Nichts' sehr nahe. In der Mitte schwebt das 'Etwas' - im 'Etwas' schwebt das Ganze, wie die ganze Natur in einer einzigen Pflanze, in einem einzigen Tier gegenwärtig ist. Das Etwas trägt wie jene Schildkröte der Inder das Weltall. Der Name aber eines solchen Etwas ist nach uraltem Glauben seine tatsächliche Existenz. Was nicht benannt war, konnte nicht sein. [...] Und darum bin ich namengierig und freute mich, als ich erfuhr, daß die Pflanze, die jetzt auf überschwemmt gewesenem Boden und in flachem Wasser an Ufern, auf Feldern und Wegen reichlich blüht, der 'verbrecherische Hahnenfuß' ist. Er ist sehr giftig - aber mag er Mensch und Vieh schaden, die Erde, den Himmel vergiftet er nicht. [...]

(S. 43-45)

*Der „verbrecherische“ Hahnenfuß ist der Gift-Hahnenfuß (*Ranunculus sceleratus*). Lateinisch *scelus* = Verbrechen; *sceleratus* (bezogen auf Personen und Sachen) = frevelhaft, verbrecherisch, verrucht.*

18. Juni 1928

Das Jahr verschenkt nicht überreichlich, aber in die kühlen, regendrohenden und leise regnenden Wochen eingesprengt gab es hitzeumspinnene Tage. Auf den trockenen Wegen zwischen den

schönen holsteinischen Knicks zittert das Schattengitter der Büsche. Die rote Lichtnelke durchblutet den Schatten des Rains. Der Hafer steigt blaugrün aus den Furchen. [...].

Beglückt von der Hitze, rannte ich die heiße Chaussee entlang, bog in einen Knickweg, lief an märchenhaft großen Gutsparks vorbei, bog wieder auf die Chaussee. [...] So lief ich aufs Geratewohl und landete endlich zwischen schwarzweißem Vieh, das mich erstaunt anglotzte auf Moorwiesen zu Seiten eines großen Sees, der sich dicht an der blauen Ostsee breitet. Ich kauerte mich zwischen die Kühe und sah dem Spiel der Brandenten zu, die sich um ein Weibchen stritten, den Schnabel in den Hals des Nebenbuhlers klemmend. Aber dann wurde ich von oben überrascht. Ein süßes, melodisches, wie Ringe ineinandergehängtes, trillerndes Flöten hauchte durch den von weißen Wolken selig durchzogenen, blauen Junihimmel: der große Brachvogel war es, den ich zum ersten Male pfeifen hörte. Der Arielton verscholl zu bald. Um mich herum auf der salzigen Wiese stand, wie Schusterahle emporstechend, der Dreizack, eine unscheinbar blühende Blumenbinse, mit wenigblütiger, grünlicher Traube. Er kommt hier nicht allzu häufig vor, und so waren mir zwei seltene Geschöpfe an einem Nachmittag begegnet. [...]

Es blüht und wächst jetzt ungestüm, mit ruhiger Wildheit, der Sonnenwende zu. Eifersüchtig wird der Mensch auf jeden Blick, den er der Erde nicht zuwerfen kann. Rätselhaft und rührend wiederholen sich die ewig jungen Symbole. Die Phantasie ist größer als der Wille. Das wilde Stiefmütterchen sperrt seinen dreifach gezähnten Fruchtmund auf und verstreut seinen ameisenblanken Samen, der graurückige Würger sitzt auf dem Dornbusch, und die wahrhaft feinen Rotschwänzchen füttern, am ganzen Körper zitternd, aber mit edlem Anstand, ihre Jungen.

Alles existiert, weil es wunderbar ist.
(S. 45-47)

Juli: Mauerpfeffer (*Sedum acre*)

15. Juli 1928

Vor der großen Hitze erblassen die Blütenblätter der Hundsrose, sie fallen, matt gaukelnd im Hauche, der von der See her jenseits des Deiches tänzelt. Die Staubfäden vertrocknen zu einem zimmetfarbenen Büschel, die Hagebutte schwillt. Die jungen Stare steigen schnalzend aus den Heuschwaden. In Heckendom, Schlehe und Pfaffenhütchen sitzen, gleich erstarrten Tropfen, die Puppen der Spindelbaumotte. Im verdunstenden Wiesengraben blüht jetzt der Wasserstern, mit einer Blüte, die nur ein gelbköpfiger Staubfaden ist. Die Kälber drängen sich unter den Erlen im Schatten zusammen um die Tränkrinne.

Oben auf dem Meeresdeich verwelkt das Gras vor der Hitze. Wo seine Narbe birst und die Steine, die Knochen der Erde, herausstehen, blühen mit angespannter Kraft die goldenen Rasen des Mauerpfeffers. Gäben seine Blüten einen Ton, lautete es als Trompetengeschmetter über den Deich. Aber die selig gereckte Julihitze zeugt hier einen anderen Klang: das samumheiße, sausende Summen von Schwärmen kleiner grauer Mücken. Ein greller Gott wispert hier mit sich selbst, eilig und hitzig, aus trockenen, gespaltenen Lippen. [...]

Der Gott mit der Mückenstimme spricht weiter. Hingeprallt dem goldenen Sturm der Sonne liegen die Gehöfte. Dafür umschmeichelt ihnen der weiße Holunder die Stirn. Blond schon sticht die Wintergerste. Dauert die Wärme noch, dann kann sie in weniger als drei Wochen geschnitten werden. Auf dem Draht des Weidezaunes sitzen dicht nebeneinander vier Rauchschnalbenjunge und warten auf die Mutter, die sie im Fluge atzt. Die Schnäbel umsäumt noch dick die gelbe Naht. Es sieht aus, als trügen sie Gasmasken. Mitten im mehlfein zerriebenen Staube der Landstraße will eine graue Bachstelze ihr Junges füttern; beide fliehen, als ich komme. Auch den jungen Distelfinken ist der Schnabel noch blaßgelb, doch gleich beginnt die Stirnwurzel mit kräftigem Karmin.

Der heiße Tag endet. Das Meer ist so entzückt vom Nachtraum des Gewesenen, daß es sich nicht mehr regt. Gegen den abglimmenden Himmel versteinern blaugrau vierzehn Fischreiher. Und

während den Menschen mit dem Heuduft und dem prägnanten Geruch des Holunders Wiese und Baum durch das Blut wandern, stehen Fischerhaus, Reiher, Binsen, Kühe und Pferde, verliebt in die eigene sommerliche Gestalt, und betrachten ihr Spiegelbild im willigen See.
(S. 47f.)

das samumheiße... Summen: Samum (arab. = Giftwind), heißer, trockener Wüstensturm im Vorderen Orient und Nordafrika

August: Weidenröschen (*Epilobium angustifolium*)

4. August 1930

Die zur See sich senkenden Lehmhänge überpurpurt die Flut des großblühenden Weidenröschens. Sieht man die einzelne Pflanze sorgsam an, so leuchtet die Blüte wie ein karminroter Trinkkelch, unglaublich frisch und hell, und jede trägt die Narbe wie ein kleines Malteserkreuz im Busen. Purpur ist eigentlich die Farbe des Julimonats. Mit ihm verglimmt sie. Die roten Platterbsen sitzen voll von langen, prallen Schoten, die meist den Samen schon herausgesprengt haben. Das Mädesüß streckt seine weißen, kräftig duftenden Spitzen über die Grabenränder. Die Knöpfe des Rainfarns springen auf und glühen wie erhitztes Messing. In weißer Pracht öffnet sich die große Zaunwinde, in warmen Nächten von Liguster- und Windenschwärmern besucht.

Das Meer wimmelt von Quallen, die der Regensturm der letzten Tage losriß. Wie Fallschirme schweben sie. Sie sind die Schmetterlinge der Tiefe. Eine dieser Medusen entfaltet in kristallener Glocke drei Ringe von glänzendem Purpur, gegen die sich ein Bündel milchweißer »Füße« abhebt. Eine andere Art gleicht einem Glaspilz, umsäumt von einem Spitzenkranz in lebhaftem Preußischblau. Beide Arten sind wehrlos. Die Qualle, die den Badenden wirklich brennt – der Schmerz dauert oft tagelang –, ist vielleicht die Schönste von allen. Ihre Gallerte ist nicht kristallweiß und klar, sondern zeigt ein blasses, wolkiges Strohgelb, braun durchsternt, und böse sieht das Gewimmel ihrer Fühlfäden aus. Aber wenn man sie von der Höhe des Abhanges herab in der ruhigen Flut schweben sieht, gleicht sie einer fahrenden Blume.

[...]

(S. 114f.)

An anderer Stelle (19. Nov. 1928) nennt Lehmann das große Weidenröschen mit seinen pfennigrunden Blüten "die Fuchsie unseres Landes".

*Liguster- und Windenschwärmer: *Sphinx ligustri* und *Herse convolvuli* bzw. *Agrius convolvuli* sind Schmetterlinge (Nachtfalter) aus der Familie der Schwärmer (Sphingidae).*

*Eine dieser Medusen: Als Meduse oder Medusa (Pl. Medusen; Medusae) bezeichnet man im wissenschaftlichen Sprachgebrauch ein Lebensstadium von Nesseltieren (Cnidaria), zu ihnen gehören u.a. Quallen und Korallen. Sie sind keine systematisch-taxonomische Gruppe. Hier ist die Ohrenqualle (*Aurelia aurita*) gemeint. Die andere, brennende, ist die Gelbe Haarqualle (*Cyanea capillata*), die im Volksmund – irrtümlich – Feuerqualle genannt wird.*

September: Goldrute (*Solidago virgaurea*)

20. September 1928

Auf den Stoppelfeldern hat jetzt der Gauchheil Raum gewonnen. Seine mennig-, ziegel-, scharlachroten Blüten glänzen, schließen sich aber bei der leisesten Verdunkelung des Himmels, so daß man ihn auch das Wetterglas des armen Mannes nennt. Ähnlich empfindlich gegen Lichtverminderung ist der Wiesenbocksbart, der seine gelben, jetzt freilich schon verblühten Blüten

bereits um Mittag zumacht. Die weiße Schafgarbe blüht treu, Vogelknöterich breitet sich unter unseren Fuß, auch Disteln schenken uns noch ihr warmes Rot. Braunsamenhäutig ist indessen die Goldrute geworden, dafür erfreut die Strandaster mit goldener Mittelscheibe und lila Strahlen. Am Strande reckt das giftige Bilsenkraut jetzt seine langen Etageren von kalebassenartig geformten Samenbehältern. Mag auch die alte, große Staude rosten und welken, sie ist immer begierig, neu auszuschlagen, auch finden sich junge, saftig graugrüne rund um die alten Ahnen. Am Wasser reift jetzt die Salzmelde, sparrig, viel verzweigt, spröde, als wäre ihre Gestalt aus Glas geblasen von geschicktem, der eigenen Spielfertigkeit frohem Atem. Sie hat alkalische Salze in sich aufgenommen und ist bei ihrer Sprödigkeit doch saftig. Ihre Blätter haben zylindrische Gestalt und endigen in kleinen scharfen Dornen. Vor kurzem noch fand ich die kleinen, in den Blattachsen stehenden gelben Blüten. Jetzt sind Früchte daraus geworden. Jede ist in den bleibenden, fünfstrahligen Kelch eingeschlossen. Aus den urnenförmigen Samen schält sich, wunderschön spiralig aufgerollt, leicht zylindrisch, der grüne Embryo. Es ist, als ob die Meeresnähe die Pflanze außer mit Salzen auch mit der Lebendigkeit der tierischen Wesen bezaubert habe. So ähnlich ist dieser grüne Embryo nämlich einer Schneckenwindung.

Die Wolken liegen abendlich geballt, schon klarer, wie mit Wäscheblau, mit Alaun gefärbt, das Meer kühlt schwarzblau, durch einen doppelten Regenbogen ziehen langsam Segelboote. Ein Vergnügungsdampfer verläßt die Hafenstadt, eine Kapelle spielt an Bord. Sie versucht, die Melancholie zu bannen, die sich, jeden Tag jetzt faßlicher, über den von Badegästen verlassenen Strand senkt. Klein verschwindet der Dampfer in der weiten Bucht.

Um die Mitte des Monats spürte ich, am offenen Fenster zur Mittagsruhe liegend, wie die septemberliche Wärme mit einem Male vor oktoberlicher Kühle schwand. Von draußen klang, gleich entferntem Geräusch von Luftschiffpropellern, das klappernde Aneinanderschlagen der noch grünen Pappelblätter herein. Am Strande unten seufzte leise das Meer; der Himmel stieg noch blau und hoch. Der Kalender meldet Herbstanfang. Nun mag es regnen. Die Ernte ist geborgen. Über den trockenen Leib der Erde haucht das Licht streichelnd wie über die Stirn eines mit Blumen geschmückten Opfertieres. Dem unvergleichlichen Nachsommer des Jahres geigt die Kohlmeise den Abgesang.

Anmerkungen:

Acker-Gauchheil (Anagallis arvensis), auf Englisch Scarlet Pimpernel:

Die Blüten sind nur von 7 bis 14 Uhr geöffnet und schließen sich bei aufziehendem Unwetter. Bauern benutzten diese Erscheinung früher zur Vorhersage des Wetters. Daher kommen die deutschen Namen Nebelpflanze und Wetterkraut.

Wetterglas: Barometer. Goethe, den Lehmann sehr schätzte, besaß ein Flüssigkeitsbarometer, das heute noch unter den Namen Goethe-Barometer, Goethe-Glas oder Goethe-Wetterglas in erster Linie zu dekorativen Zwecken verwendet wird. Es hat eine charakteristische bauchige Form, ist geschlossen und mit gefärbtem Wasser gefüllt. An der Unterseite ragt ein dünnes Rohr, ein oben offener Schnabelhals hervor. Während das Hauptgefäß gegenüber dem Luftdruck abgeschlossen ist, stellt das oben offene Röhrchen eine Verbindung zur Erdatmosphäre her.

Bei niedrigem Luftdruck (oder bei steigender Temperatur) steigt der Flüssigkeitspegel im Schnabelhals, bei hohem Luftdruck sinkt er entsprechend. Goethe ist nicht der Erfinder dieses Barometertyps. Frühere Varianten, zu denen das Niederländische Donner- oder Wetterglas zählt, gab es bereits 1619. Messungen des absoluten Luftdrucks sind mit dem Goethe-Barometer nicht möglich.

Wäscheblau: Färbemittel, die beim Waschen weißer Textilien eingesetzt wurden, um das Vergilben zu kompensieren. Die Tabletten oder Pulver bestanden aus gepresstem Stärkemehl, das mit blauen Farbstoffen, z.B. Ultramarin, gemischt war.

Alaun: bezeichnet traditionell das kristallisierte schwefelsaure Doppelsalz von Kalium und Aluminium (Kaliumaluminiumsulfat); es wird u.a. zum Bleichen, Beizen und Färben von Textilfasern verwendet.